

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 35 (1945)
Heft: 14

Artikel: Livia kämpft mit der Finsternis [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LIVIA

kämpft mit der

Finsternis

Eine seltsame Kleinstadtgeschichte
von Caren

13. Fortsetzung

Er stiess ein wütendes Gelächter aus. „Und ich darf drunten sitzen und zuschauen...? Nein, danke bestens. Davon hab' ich noch aus unserer Anfangszeit genug. Ich hab' dich nicht geheiratet, damit du dich auf meine Kosten amüsierst.“

„Warum hast du mich überhaupt geheiratet, wenn du mir auf Schritt und Tritt misstrauet?“ Mira brach plötzlich in nervöses Schluchzen aus.

„Und du?“ Er packte sie brutal beim Arm. „Warum gibst du mir Anlass zum Misstrauen? Warum kokettierst du mit jedem Trambahnschaffner?“

„Nicht wahr! Das bildest du dir alles bloss ein!“

„So meinst du?“ Er streifte sie mit gehässigem Blick. „Und der besoffene Kerl neulich in der Bar, mit dem du dich so schamlos aufgeführt hast? Na, dem hab' ich seine hübsche Fresse wenigstens gründlich demoliert!“ Seine schiefstehenden Kalmückenaugen funkelten Triumph. „Und so wird es Jedem gehen, der dir zu nah kommt — Jedem! Vor meinen Fäusten haben die Kerle noch Respekt — wenn schon nicht vor dir!“

Mira begegnete seinem Blick, der voll zorniger Verachtung an ihr herabglitt. Sie wurde rot vor Empörung.

„Du verdienst es nicht, eine Künstlerin zur Frau zu haben“, brach sie aus. „Du hättest besser daran getan, dir ein blödes Bürgermädchel zu nehmen, bei der du — vielleicht — der Erste gewesen wärst. Irgendeine kleine Pensionsgans ohne Vergangenheit.“

Er lachte rau. „Mit deiner Vergangenheit werde ich schon aufräumen. Und mit der Gegenwart erst recht, verlass dich drauf!“ antwortete er mit zynischer Gelassenheit, die ihr noch unheimlicher war als sein Zorn. „Ich bin ein Geschäftsmann, ein harter Verdienner. Ich brauche meinen guten Schlaf.“

Sie gab keine Antwort mehr. Schweigend legte sie den hellseidenen Frisiermantel ab, unter dem sie schon angezogen war, löschte die Lichter vor der Spiegeltoilette und ging in ihr Studio hinüber.

Veltin folgte ihr auf dem Fuss. So wie er war, im Sportpelz und mit dem Hut auf dem Kopf, liess er sich in einen Sessel fallen und zog eine Zeitung aus der Tasche, die er mit scheinbarer Gemütsruhe entfaltete.

„Um wieviel Uhr kommt denn die Kleine?“ fragte er über die Schulter weg mit einem verschlagenen Grinsen, das schon im voraus seinen Zweifel an der Antwort bekundete. Und als Mira in trotziger Erbitterung nur stumm die Achseln zuckte, sagte er: „Na, ich warte jedenfalls, bis sie da ist. Ein hübsches Mädchen seh ich immer gern.“ Er schlug, sich behaglich räkelnd, ein Bein über das andere, zündete sich eine Zigarette an und vertiefte sich in seine Zeitung. Mira betrachtete feindselig seinen breiten Rücken. Die lang verhaltenen Tränen stürzten ihr aus den Augen und fielen auf das Buch, das sie zum Schein vorgenommen hatte.

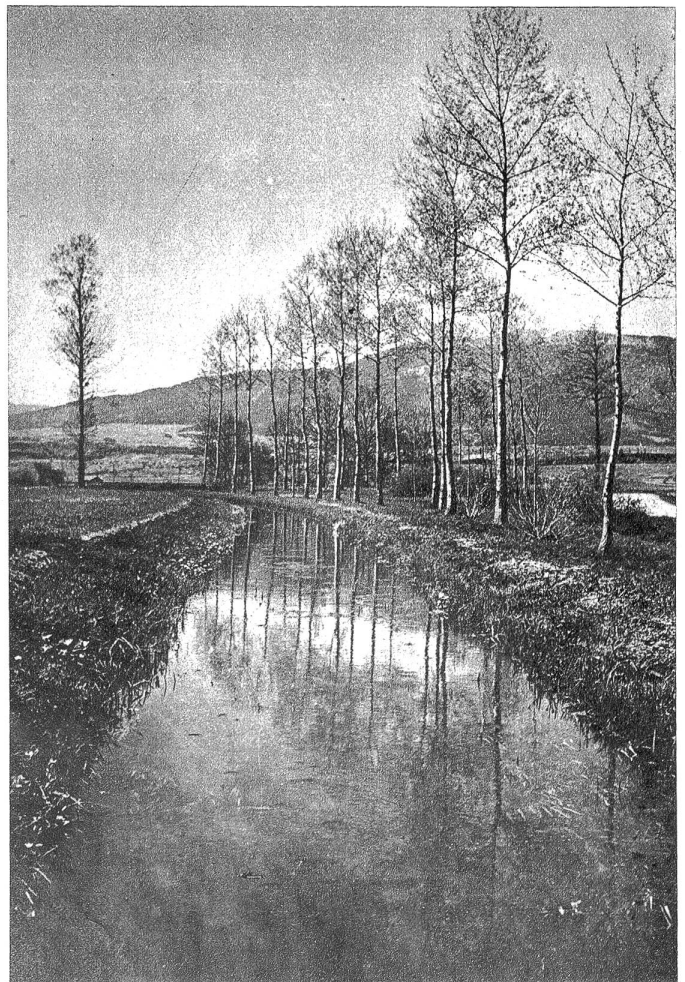
Was für ein Leben! dachte sie in stiller Verzweiflung, während ihr schwimmender Blick trostlos im Zimmer umherwanderte, über die grünseidenen Recamiermöbel und den zartgemusterten rosenholzfarbigen Chinateppich. Eine plötzliche Sehnsucht ergriff sie nach ihren zwei möblierten Zimmerchen bei der Witwe Pleschke mit der „Kochgele-

genheit“ hinterm Paravent und den Schauspielerpostkarten an den Wänden; nach den lustigen Trinkgelagen mit den Kollegen, nach ihrer Freiheit — dem ungebundenen, primitiven und im Grunde so sorglosen Leben ihrer Theaterzeit. Sie musste sich Gewalt antun, um nicht laut hinauszuschluchzen. Heimlich hinter dem Buch wischte sie an ihren Tränen. Gut, das Veltin ihr den Rücken kehrte und anscheinend keine Notiz von ihr nahm. Er sollte sie nicht weinen sehen und sich einbilden dürfen, dass diese Tränen ihm galten. Er sollte...

Sie zuckte zusammen und liess ihr Taschentuch fallen. Es hatte geklopft. Der Diener meldete Livia Landing und fragte, ob er die Dame heraufführen sollte.

„Natürlich, sofort — die Dame wird ja erwartet“, antwortete Veltin statt seiner Frau. Er steckte seine Zeitung in die Tasche und hatte es plötzlich eilig. „Na denn, viel Vergnügen“, rief er ihr von der Tür aus zu, mit einem Unterton von Verlegenheit in der Stimme. „Ich will euch nicht stören. Kann der kleinen Doktorin ja auch im Vorbeigehen die Hand drücken.“

Fort war er. Mira seufzte erleichtert auf und ging rasch



Frühlingsahnen

Zur Schwyzerspändi!

Mis Bärsch gift der Schwyzerspänd,
Gäht Schwyz, gäht, mit offne Händ,
Gäht Eujem Härz e feste Stoß,
Gäht was Dir göit, denn d'Not isch groß!

Viel Lüt weh zu der Spänd hystüre,
U bättle lüt bi frömde Türe,
Viel dääge sich ja nid derby,
Daß 'Gäh ou fütt es Opfer sy!

Viel gäh, was sie guet göi entbehre,
Daß ihre Name lüt in Ehre,
We mügli häm im Radio,
U groß tät i der Zytig stoß!

Sie danke Gott für syri Gnade,
Daß är sie het beschützt vor Schade,
Sie täte ihre B'siz gärn spalte,
U glych all's zäme für sich bhalte!

Viel z'wenig Schwyz sy sich klar,
Wie Gottes Güeti wunderbar,
Ues b'hüetet het vor Chrieg u Brand,
Gäht Schwyz, gäht, mit offner Hand!

Federico.

in ihr Ankleidezimmer, um die Spuren ihrer Tränen zu beseitigen, bevor ihr Besuch erschien.

Frisch gepudert und mit allen Grübchen lächelnd, trat sie Livia entgegen und bot ihr auf dem Recamiersofa Platz an. „Wie lieb von Ihnen, dass Sie sich bei diesem Wetter herbemühen“, sagte sie, „ich hätte Ihnen gern den Wagen geschickt, aber leider braucht ihn mein Mann.“

Wie zur Bestätigung hörte man von drunten das Geräusch eines in der Abfahrt begriffenen Autos, dem Mira aufmerksam lauschte, bis es verklungen war. Livia betrachtete die junge Frau von der Seite. Die leichte Rötung ihrer Lider entging ihrem wachsamem Auge nicht. „Ich bin Ihrem Herrn Gemahl gerade noch begegnet“, begann sie ohne Umschweife. „Er hat mir zu meinem Bedauern gesagt, dass Sie bei unserem Wohltätigkeitsfest nicht mitwirken können, weil Sie um die Zeit eine längere Reise vorhaben. Das ist wirklich schade.“

„Ja, sehr schade“, nickte Mira mit bedauerndem Achselzucken.

Plötzlich gewann ihre Empörung die Oberhand. Sie erglühte bis unter die Stirnlöckchen, und ein böser Blitz schoss aus ihren sammetbraunen Augen. „Aber das mit unserer Reise, will ich Ihnen sagen, das ist gelogen“, stieß sie erbittert hervor. „Mein Mann will bloss nicht, dass ich auftrete. Das ist alles. Er hat mir vorhin eine schreckliche Szene deswegen gemacht.“

„Nicht möglich!“ Livia stellte sich naiv. „Aber warum denn nur?“

„Aus Eifersucht. Er möchte mich am liebsten in eine Kiste sperren, damit keiner mich ansieht. Es ist schrecklich!“

„Aber immerhin ein Liebesbeweis — nicht wahr?“

„Ja, gewiss. Aber was zuviel ist, ist zuviel. Sie haben ja neulich auf dem Klubbball selbst gesehen, wie er sein kann. Manchmal hab ich geradezu Angst vor ihm.“

„Das kann ich verstehen“, gab Livia nach kurzem Überlegen zu.

„Darum waren Sie wohl auch so zurückhaltend, als ich Sie nach dem Clips fragte — nicht?“

Sie sagte es wie beiläufig, ohne besondere Betonung, aber ihre Augen wichen dabei nicht von dem Gesicht ihrer Partnerin, das sich, wie in tödlicher Bestürzung unter ihrem Blick langsam verfärbte.

„Was für ein Clips?“ stammelt sie mit trockenen Lippen.

„Den hübschen kleinen Uhrclips aus Onyx meine ich, den Sie an jenem Abend trugen. Das Verlobungsgeschenk Ihres Mannes“, half die Andere mit sanfter Unerschütterlichkeit nach. „Sie hätten sicher Unannehmlichkeiten, wenn er erführe, dass Sie ihn verloren hatten — und wo...!“

Niemand hätte ihrem Ton anhören können, dass er eine versteckte Drohung enthielt — niemand ausser Mira Veltin. Sie witterte wie ein aufgeschrecktes Tier die Gefahr, die sich ihr näherte, und machte noch einen letzten, matten Fluchtversuch.

„Verloren?“ fragte sie mit erstaunten Unschuldsgaugen. „Aber Sie irren sich, ich habe ihn ja noch. Er liegt auf meinem Toilettentisch. Ich kann ihn Ihnen zeigen...“

Sie sprang auf und lief ins Nebenzimmer, aus dem sie nach einigen Sekunden zurückkehrte, den Uhrclips am Gürtel.

„Da ist er, sehen Sie“, triumphierte sie etwas atemlos.

Livia liess ihre Augen eine Weile wie prüfend auf dem eleganten Schmuckgegenstand ruhen.

„Sehr gut“, nickte sie, „nicht vom Original zu unterscheiden! Ihr Mann hat natürlich nichts bemerkt?“

Sie sah, wie die leichten Tüllvolants an Miras Halsauschnitt unter ihren Herzstößen zitterten und das triumphierende Lächeln auf ihren Lippen zur Grimasse wurde. Und die ihr angeborene Loyalität gebot ihr, die für beide Teile peinvolle Situation so schnell als möglich ins Reine zu bringen.

„Lassen wir doch dieses alberne Versteckspiel, gnädige Frau“, sagte sie mit ernster Entschiedenheit. „Ich weiss, dass diese Uhr nicht dieselbe ist, die Ihnen Herr Veltin geschenkt hat. Sie haben sie am einundzwanzigsten Juni in Berlin nachbestellt, nachdem Sie das Original am neunzehnten in der Wohnung von Heinz Hallgarth verloren hatten. Wollen Sie das leugnen?“

Es lag nicht in Livias Natur, sich an der Herzensangst eines Andern zu weiden. Sie verspürte fast etwas wie Mitleid mit dieser Frau, die ihr da zitternd und blass, ein Bild furchtsamer Verstortheit, gegenüber sass, ohne auch nur den leisesten Versuch des Widerspruchs zu wagen.

„Es wäre auch zwecklos, es zu leugnen“, fuhr sie in absichtlich sachlichem Ton fort. „Ich habe den Beweis dafür in Händen, dass Sie in der Nacht, in der Heinz Hallgarth ermordet wurde, bei ihm gewesen sind.“

„Welchen Beweis?“ fragte die Andere fast ohne Stimme.

„Den Clips — zum Beispiel. Ich habe ihn selbst dort gefunden. An einem Regennachmittag, an den Sie sich auch erinnern werden. Am selben Nachmittag nämlich, an dem Sie versuchten, mit Ihrem Doppelschlüssel in das Haus zu gelangen. Vermutlich, um nach dem verlorenen Clips zu suchen, solange das Haus noch unbewohnt war. Nicht? Sie hatten Pech — und ich übrigens auch. Denn wären Sie damals nicht durch das Geräusch des herabfallenden Schlüsselbundes versprengt worden, dann hätte ich nicht erst so lang nach Ihnen suchen brauchen.“

„Wie — so...?“ Mira starrte ihr entgeistert ins Gesicht. Erst allmählich schienen ihr die Zusammenhänge klar zu werden. „Sie — haben den Clips gefunden...? Wo haben Sie ihn denn? Bitte, geben Sie ihn mir zurück!“

Ihr Ton bekam etwas Flehendes. Aber Livia machte eine ablehnende Geste und sagte trocken:

„Ich denke nicht daran.“

Der Andere schoss vor Bestürzung das Blut ins Gesicht. „Aber Sie müssen ihn mir zurückgeben“, widersprach

sie heftig. „Sie können mir doch nicht einfach mein Eigentum vorenthalten...“

„Ich enthalte es Ihnen nicht vor“, erklärte Livia mit ruhiger Bestimmtheit. „Aber ich kann darüber nicht mehr verfügen. Ich habe den Clips vor ein paar Tagen in einem versiegelten Päckchen meinem Vater zur Aufbewahrung übergeben. Wenn Sie ihn sich von ihm abholen wollen — bitte!“

„Mein Gott!“ Frau Veltin liess die erhobenen Hände schlaff in den Schooss fallen. „Er weiss es also schon?“ fragte sie flüsternd. „Sie haben ihm gesagt, dass ich — dass?“

„Ich habe ihm noch gar nichts gesagt, beruhigen Sie sich. Er kennt nicht einmal den Inhalt des versiegelten Päckchens. Und es hängt nur von Ihnen ab, ob er etwas davon erfährt.“

„Wie meinen Sie?“

„Es hängt ganz davon ab, ob ich den Eindruck habe, dass Sie mir die Wahrheit sagen, oder ob ich es für nötig halte, einen — offiziellen Weg einzuschlagen, um sie zu erfahren.“

Mira atmete sichtbar auf. Ihr Blick streifte scheu die Tür, die zum Korridor führte.

„Bitte, sprechen Sie leise, bat sie mit gesenkter Stimme. „Ich bin nicht sicher, ob mein Mann mich nicht von Dienstboten bespitzeln lässt.“ Sie rückte ihren Sessel näher zum Sofa, auf dem ihr Besuch sass. „Was wollen Sie von mir wissen?“

„Alles“, war die entschiedene Antwort, alles, was sich in jener Nacht zugetragen hat. Jede anscheinend geringfügige Einzelheit kann von Wichtigkeit sein. Erlauben Sie, dass ich Ihnen zuerst ein paar Fragen stelle.“

„Bitte.“

„Sie waren mit Heinz Hallgarth befreundet? Schon längere Zeit — ich meine, schon vor ihrer Verlobung mit Veltin?“

Mira nickte errötend. „Ja, schon ein halbes Jahr. Wir hielten es sehr geheim. Ich besuchte ihn immer nur spät abends in seiner Wohnung, wenn sein Diener schon weg war. Nicht einmal im Theater hatte jemand eine Ahnung davon.“

„Warum denn? Sie waren doch beide frei.“

„Heinz wollte es nicht. Ich weiss nicht warum.“ Etwas

wie Bitterkeit zuckte um die Lippen der blonden Frau. „Vielleicht hatte er noch eine Andere, auf die er Rücksicht nehmen musste.“

„Vielleicht...“ Livia unterdrückte ein ironisches Lächeln. „Aber bestand auf Ihrer Seite nicht ein ähnlicher Grund zur Diskretion? Wenn man den Greifenberger Klatschgeschichten glauben darf, waren Sie damals auch noch anderweitig liiert. Mit einem Ihrer Kollegen — heisst es.“

„Mit Hussek, meinen Sie?“ fiel Mira hastig ein. „Nein, das war längst aus, schon in Teplitz. Wir waren nur noch gute Freunde, nichts weiter. Neben Heinz Hallgarth hätte ich unmöglich...“ Sie verstummte vor Livias spöttisch zweifelnden Blick und senkte den blonden Kopf. „Ich habe ihn sehr geliebt“, sagte sie leise.

„Und trotzdem haben Sie sich mit Veltin verlobt? Das verstehe ich nicht.“

„Vielleicht gerade deswegen. Heinz hätte mich nie geheiratet, das wusste ich. Und ich wusste auch, dass er mir nicht treu war. Und dann — „Sie krampfte ihre vor Aufregung kalten Finger ineinander — „Dazu kam noch, dass mir damals gerade ein Gastspiel daneben ging — ein Gastspiel auf Engagement am Hamburger Schauspielhaus. Wenn mir das geglückt wäre, — wer weiss! Aber so...! Ich hatte es so satt, mich ewig in der Provinz herumzudrücken, mit vierhundert Mark Gage und immer bis über die Ohren in Schulden für die vielen Fetzen, die man in meinem Fach braucht —“ Sie verfiel unbewusst in ihren alten Theaterjargon. „Da verliebte sich Veltin in mich und schickte mir Blumenarrangements auf die Bühne und führte mich jeden Abend gross aus... Na, und so kam es eben...“ Ein Seufzer hob ihre Brust. Bekümmert starrte sie durchs Fenster, an das der Wind die ersten Schneeflocken warf.

„Aber Sie haben trotzdem nicht mit Hallgarth gebrochen“, bemerkte Livia so schonend wie möglich.

„Doch — das heisst“ — Mira verhaspelte sich und wurde rot. „Wir trafen uns nur noch selten. Nur wenn Conny mal verreist war, und das kam nicht oft vor. Er war so schrecklich eifersüchtig und liess mich keine Minute allein.“

„War er denn auch an jenem letzten Abend verreist? An jenem neunzehnten Juni, meine ich“, erkundigte sich Livia, wie nebenbei.

(Fortsetzung folgt)

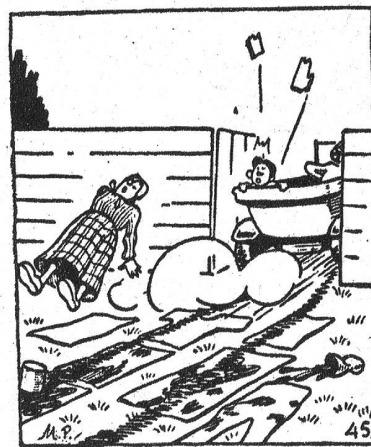
Folgen einer Radfahrt

11. Fortsetzung

von G. Th. Rotman



43/44. Sofort darauf nahm der Wagen seinen Weg über die beiden frisch angestrichenen Türen und sauste, dieselben als Sprungbrett benützend, mit grossem Sprung über die Backsteinmauer hinweg. Die beiden Farbtöpfe, die auf der Mauer gestanden hatten, flogen dabei über Frau Löschkohles reine Wäsche, sie mit grüner und roter Farbe beklecksend.



45. Mit seinen mit Farben beklecksten Rädern sauste das Auto dann über die Wäsche hinweg und dann, während Frau Löschkohle bewusstlos zu Boden fiel, quer durch den Zaun in den nächsten Garten hinein.